

Jürgen Breest

# Nachstellungen

oder

# Wesermordlust

Bremen-Krimi



2. Auflage

Jürgen Breest

**Nachstellungen oder: Wesermordlust**

1. Auflage 2008 | 2. Auflage 2010

ISBN: 978-3-86815-637-9

© IGEL Verlag Literatur & Wissenschaft, Hamburg [www.igelverlag.com](http://www.igelverlag.com)

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung unter Verwendung zweier Fotos von [photocase.com](http://photocase.com)

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der

Diplomica Verlagsgruppe

Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der

Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Er stellte das Fahrrad an den Holzzaun und legte die Kette um Rahmen und Hinterrad. Obwohl es stockdunkel war, leuchtete die Kette und fügte sich fast von selbst ins Schloß. Auch die Gartenpforte gehorchte anstandslos wie ein lebendiges Wesen, das ihn kannte und sich seinem Willen unterwarf.

Er ging den vertrauten Steinplattenweg ums Haus und kniete sich vor das Kellerfenster neben dem Fallrohr der Dachrinne. Er mußte das Gitter vom Schacht entfernen und fürchtete, verräterischen Krach dabei zu machen. Aber das Gitter leistete keinen Widerstand, lag leicht in seiner Hand, als wollte es ihm einen Gefallen tun. Er zog die Drahtschlinge und den Schraubenzieher aus der Brusttasche, stemmte mit dem Schraubenzieher die Lüftungsklappe des Kellerfensters auf und schob die Schlinge zum Sicherungshebel des Fensters. Eine kleine Taschenlampe half ihm dabei, den Hebel zu finden und die Schlinge darübergleiten zu lassen. Ein kräftiger Ruck, und der Hebel bog sich in die Vertikale. Das Fenster gab nach.

Er stieg ein, wie er es schon einmal gemacht hatte, als er den Schlüssel vergessen hatte und sonst niemand zu Hause war. Doch damals hatte er sich abschinden müssen dabei, während sich heute alles wie von selbst fügte.

Er mußte kein Licht machen. Der Weg vom Keller über den Korridor hinauf zum Schlafzimmer war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Und die zwei Schritte beiseite in die Küche zum Messerblock waren genau kalkuliert. Er nahm das größte Messer an sich.

Der kleine Flur im Obergeschoß wurde von einer Straßenlaterne sanft beleuchtet. Die Schlafzimmertür war nur angelehnt. Als er sie vorsichtig aufstieß, sah er die Frau unter einer weißen Decke, die

von innen geheimnisvoll schimmerte und die Umrise des Körpers deutlich hervorhob.

Er trat ans Bett, beugte sich über das zur Seite gedrehte Gesicht und strich eine Haarsträhne aus der Stirn. Die Haut war kalt. Er beugte sich noch tiefer und sah eine Fremde, eine Fremde mit glasigem Blick, eine Tote, eine fremde Tote in seinem Haus. Das Messer polterte zu Boden. Er schrie.

Der Wecker klingelte. Schlegel warf sich auf die linke Seite und schlug auf den Ausknopf. Er bemerkte eine feuchte Stelle auf dem Kopfkissen. Er mußte geschwitzt haben. Aber er hatte durchgeschlafen, obwohl er am Abend vorher in der festen Gewißheit, die ganze Nacht kein Auge zuzutun, ins Bett gegangen war, nachdem er sich wie üblich eine Linie reingezogen und anschließend seine Flasche Wein getrunken hatte.

Als er die Decke zurückschlug, sah er den zerknautschten ‚Weser Kurier‘, in dem er abends noch zu lesen versucht hatte, neben seinen nackten Beinen. Er trug nur eine kurze Pyjamahose, denn die Nächte waren für April schon erstaunlich warm. Das spürte man besonders direkt unterm Dach, weil sein Schlafzimmer ein ausgebauter Spitzboden war.

Er stellte sich auf die Beine und reckte sich. „Jetzt bist du also vorbestraft!“ sagte er laut und lachte. Er schaute aus dem Veluxfenster und freute sich über die zarten Blätter, die von der weißstämmigen Birke bis hier ins dritte Obergeschoß hinaufgereicht wurden. Er liebte die Eleganz des Baumes.

„Vorbekannt für nichts“, fügte er hinzu, legte sich auf den Boden und begann mit seinen üblichen Liegestützen. Dabei könnte man mir durchaus etwas anhängen, wenn man wollte, dachte er. Aber da gab es einige Leute, die kein Interesse daran hatten, daß man ihn zur Rechenschaft zog, weil sie dann selbst in Schwierigkeiten geraten würden.

Mit weiteren Gymnastikübungen brachte er sich zum Schwitzen, um das Gift aus dem Körper zu spülen. Solange er sich mit

Radfahren und Gymnastik fit hielt, konnten ihm seine ‚kleinen Helfer‘, wie er sie nannte, nicht ernsthaft etwas anhaben.

„Verdammt“, sagte er und ärgerte sich über seine banalen Gedanken. Er hatte allen Grund, wütend zu sein über das, was Bärbel mit ihm anstellte. Nur fand er in sich keine Wut. Was hatte der Mann, der gestern vor Gericht gestanden hatte, mit ihm zu tun? Mit diesem keuchenden, schwitzenden Körper, der nach einer Dusche verlangte, nach einem Frühstück, nach einer gründlichen Entleerung auf der Toilette.

Es hatte ihn schon immer erstaunt, wie sehr sein Körper nach eigenen Gesetzen funktionierte, sich oft völlig selbständig machte. Dann mußte er ihn zurückholen. Und das gelang am besten, wenn er die ‚kleinen Helfer‘ bemühte, wenn zum Beispiel das Kokain in seinem Kopf aufräumte, oder wenn der Joint seine Seele aufmunterte, jedenfalls das, was er für seine Seele hielt.

Ja, er hatte gestern seinen Körper zur Verhandlung geschickt, und der hatte sich brav verhalten. Seine Beine hatten nicht gezittert, die Haut hatte sich nicht abgelöst, der Hals hatte den Kopf wacker getragen. Er hatte den Angeklagten Jens Schlegel würdig vertreten.

Schlegel stieg die Treppe hinunter zum Bad. Die Dusche überfiel ihn mit kaltem Wasser und nahm ihm den Atem. Er seifte sich ein, ließ danach das Wasser noch einmal auf sich los und schmiegte sich dann in das weiche Badelaken. Mit dem Abrubbeln nahm er seinen Körper wieder an sich, fühlte sich eins mit sich selbst in wohliger Wärme, geborgen in gutdurchbluteter Haut.

Neun Monate zur Bewährung. Die elektrische Bürste tanzte auf den Zähnen und schäumte die Creme auf.

Totales Kontaktverbot mit Bärbel. Keine Annäherung an ihr Haus, an ihre Praxis, keine Telefonate, keine Briefe. Und zu einer Therapie hatten sie ihn verpflichtet. Lachhaft. Er sprühte den Rasierschaum in seine linke Hand und verteilte ihn mit der rechten im Gesicht. Die Naßrasur gehörte ebenso wie die Dusche zur Selbstfindung. Jeden Morgen genoß er die weichen Wangen, wenn er sie mit Aftershave-Balsam massierte. Auch wenn er noch so verkatert

war, diese kleine Belohnung mußte sein. Ja, er empfand seine Reinigungsrituale als Belohnung. Er verstand nur zu gut, weshalb gewisse Religionen rituelle Waschungen und Taufzeremonien veranstalteten. Jeden Morgen verließ er das Bad mit den besten Vorsätzen und unschuldig wie ein Kind.

In der kleinen Küche stellte er die Kaffeemaschine an, kochte sich ein Ei und toastete Weißbrot. Er deckte den Tisch vor der Mansardentür, die auf den kleinen Balkon führte. Vom Tisch aus hatte man einen freien Blick über eine Flucht von Obst- und Blumengärten. Frühlingsfarben überall. Wieso gab es Probleme?

Er frühstückte gemächlich, schmeckte die zerlaufene Butter auf dem noch warmen Toast, das Bio-Ei, den Rapshonig, schluckte den duftenden Kaffee und fragte sich, warum verdammt noch mal er sich nicht wohlfühlen sollte in seiner Haut. Was war denn so Schlimmes passiert? Was wollte Bärbel noch? Er hatte ja alles getan, was sie verlangte. Er hatte der Scheidung zugestimmt, er hatte ihr das Haus in Oberneuland überlassen, obwohl sie es gemeinsam finanziert hatten, nahm vorlieb mit dieser kleinen Dachgeschoßwohnung in der Neustadt, hatte sogar auf Möbel verzichtet und sich billig und neu bei IKEA eingerichtet. Was also noch?

Plötzlich überfiel ihn die Unruhe. Der Brustkorb zog sich zusammen, das Herz hämmerte gegen die Rippen, Schweiß überzog das Gesicht. Woher nahm sich ein Richter das Recht, seine Bewegungsfreiheit derart einzuschränken? Wieso galt nur Bärbels Aussage? Sie hatte eine Schau abgezogen vor Gericht, ihre Angst maßlos übertrieben, denn Bärbel war alles andere als ängstlich, und seine Drohungen waren doch nicht ernst gemeint. Das wußte sie genau, sie kannte ihn besser als jeder andere Mensch. Niemals hätte er ihr etwas antun können. Warum also mußte sie ihn so demütigen, ihn als Verbrecher brandmarken lassen?

Er riß die Balkontür auf und trat hinaus, brauchte frische Luft. Er beugte sich übers Geländer und sah Frau Strauß aus dem Erdgeschoß Wäsche aufhängen. Sie winkte ihm zu, und er grüßte mit einem Kopfnicken zurück. Frau Strauß litt unter Haarausfall, und

man sah ihr an, daß sie eine Perücke trug, weil sie zu sparsam war, sich was echt Aussehendes zu leisten. Sie sparte auch mit dem Licht, saß abends im Dunkeln vorm Fernseher. Ihr Mann war gleich nach der Pensionierung gestorben, und ihre Witwenrente reichte hinten und vorne nicht, wie sie ständig klagte. Dabei hat sie sicher ein dickes Bankkonto, dachte Schlegel. Seine eigenen Finanzen hingegen...

„Ach!“ sagte er unwillig und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es würde warm werden, auch wenn das Sonnenlicht im Moment noch von der Birke abgefangen wurde. Er sollte seine Radtour um den Werdersee machen, sich irgendwo auf eine Bank setzen, aufs Wasser schauen und sein Gehirn abschalten.

Im Wohnzimmer sah er das Telefon warten. Es war nicht einfach nur da, nein, es wartete geradezu penetrant. Er müßte lediglich die Telefonnummer von Bärbels Praxis wählen und würde sofort ihre Stimme hören. Und sie konnte ihn nicht einfach harsch abwimmeln, sondern mußte Rücksicht nehmen auf die Kunden, die auf ihre Gymnastik oder Massage warteten. Wenn Andreas an den Apparat ginge, könnte er sofort auflegen, doch in der Regel nahm Bärbel alle Anrufe selbst entgegen. Die Leute sollten ja mit der Chefin reden und nicht mit einem Angestellten, zumal sie die ganze Terminplanung nicht aus der Hand gab.

Es war einfach absurd, daß der Richter ihm verboten hatte, seine Frau anzurufen. Gut, sie waren geschieden, aber deshalb konnte man doch miteinander sprechen. Man hatte ein Kind miteinander. Man war sich über Jahrzehnte so vertraut gewesen, daß man sogar des anderen Gedanken lesen konnte. Bärbels jetzige Gedanken waren ihm allerdings nicht mehr zugänglich, sie verschloß sich vor ihm wie vor einem Fremden.

Wie oft hatte er versucht, vernünftig mit ihr zu reden, aber sie hatte ihn nur abgewiesen, eiskalt. Wenn er ihr nachgestellt hatte, wenn er sie bedroht hatte, wenn er sie sogar mal geschlagen hatte, dann doch nur, um irgendein erlösendes Wort von ihr zu hören.

Was hatte er falsch gemacht?

Er nahm das Telefon in die Hand, wählte die Nummer mit den Augen, dann mit dem Zeigefinger, bis auf die letzte Zahl. Würde man ihn einsperren, wenn er gegen die Bewährungsauflagen verstieß? Unsinn! Doch nicht wegen eines kleinen Anrufs. Er wollte ja nur ihre Stimme hören, würde sofort auf die Austaste drücken. Er wußte, er mußte nur das eine richtige Wort finden, damit Bärbel sich wieder öffnete für ihn. Es war das Code-Wort für ihre Gemeinschaftsdatei, das er vergessen hatte. Käme es ihm wieder in den Sinn, würde Bärbel wie Dornröschen aus ihrem Schlaf erwachen und die alte sein, das schlanke Mädchen mit dem Pferdeschwanz und dem unwiderstehlichen Julia-Roberts-Lächeln.

Er legte das Telefon auf den Tisch. Er durfte sie nicht überfallen, das würde alles nur verschlimmern, vor allem jetzt, nachdem sie sich hatte amtlich bestätigen lassen, daß sie ein Opfer krimineller Machenschaften war.

Er deckte den Tisch ab, spülte das Geschirr und stand plötzlich hilflos in der Küche. Er konnte sich nicht vorstellen, jetzt einfach sein Rad zu besteigen und sinnlos herumzufahren. Er brauchte ein Ziel. Damit das Warten sich lohnte. Ja, er befand sich in einem permanenten Wartezustand, seit Bärbel ihn vor die Tür gesetzt hatte. Seine jetzige Existenz konnte nicht endgültig sein. Nicht mal fünfzig war er, hatte bestimmt noch eine Lebenserwartung von zwanzig Jahren und keinerlei Zukunftsperspektive, wie sein Anwalt gesagt hatte.

Ständig hatte der davon gefaselt, Schlegel müsse eine Zukunftsperspektive entwickeln, dürfe nicht unentwegt der Vergangenheit nachtrauern. Dabei hatte er nervös an seiner Krawatte gezupft oder sich mit der rechten Hand den Nacken gekraut. Schlegel hatte irgendeinen Anwalt unter der Rubrik ‚Familienrecht‘ aus dem Telefonbuch herausgesucht, einen Herrn Hummel aus Hemelingen, dessen Anzeige klein und unauffällig war. Schlegel hatte gehofft, mit einem Anwalt aus der Vorstadt die Kosten in Grenzen halten zu können.

Herr Hummel war korpulent, kahlköpfig und kurzatmig. Das Auffälligste an ihm war ein bombastischer Ehering. Herr Hummel gab gute Ratschläge, die darauf hinausliefen, daß man mit Bescheidenheit am weitesten käme. Gepflegt und gut gekleidet vor Gericht erscheinen und allein schon durch das Äußere die Vorwürfe entkräften. Der Richter muß denken: dieser sympathische, bescheidene, solide Mann soll seiner Frau so übel zusetzen? Nicht in der Sache direkt widersprechen, sondern den Eindruck erwecken, daß die Anklage schlicht absurd ist.

Schlegel hatte sich daran gehalten und sich von seiner besten Seite gezeigt, sich entschuldigt für Tätlichkeiten und vollstes Verständnis für die Sorgen von Bärbel geheuchelt. Hummel hatte nach dem Verfahren die Bewährungsstrafe als großen Erfolg gefeiert und dabei seinen kolossalen Ehering triumphierend in die Höhe gestreckt.

Nein, nicht anrufen. Gesprochene Worte konnten schnell zu Mißverständnissen führen, neue Kränkungen bewirken. Aber irgendwie mußte er auf den gestrigen Tag reagieren. Er war es sich und Bärbel schuldig, etwas darüber zum Ausdruck zu bringen. Ja, zum Ausdruck bringen. Das war der richtige Begriff. Er würde ihr einen Brief schreiben.

Mit der Post durfte er ihn allerdings nicht schicken, er mußte ihn ihr quasi unter der Hand zukommen lassen, am besten durch Sabine. Wie oft hatte Sabine versucht, zwischen den Eltern zu vermitteln. Und der Brief würde nur versöhnlich klingen, so daß Sabine keinen Grund hatte, den Botendienst zu verweigern. Natürlich sollte sie den Text lesen, bevor sie aktiv wurde. Ja, er mußte Sabine sofort anrufen. Vermutlich war sie im Moment an der Uni, aber sicher per Handy zu erreichen. Endlich durfte er telefonieren.

Sabine meldete sich nicht. Bestimmt wusste seine Mutter, wann und wo er sie erwischen konnte, denn Sabine lebte zur Zeit bei seinen Eltern, weil die in Lehe in der Tietjenstraße gleich neben der Uni ein Häuschen hatten, so daß Sabine ein langer Anmarsch zu den Instituten erspart blieb. Es rührte ihn, daß sie sein ehemaliges

Zimmer bewohnte und sogar seinen alten Schreibtisch benutzte. Er hielt das für ein Zeichen besonderer Verbundenheit. Sabine hatte eben ihren eigenen Kopf, auch wenn Bärbel jede Gelegenheit nutzte, die Tochter gegen den Vater einzunehmen. Da sie mündig war, hatte das Gericht es Sabine überlassen, selbst zu entscheiden, ob sie Kontakt zum Vater hielt oder nicht.

Die Mutter meldete sich so schnell, als habe sie gleich neben dem Telefon gestanden. „Ach, da bist du endlich“, sagte sie ein wenig atemlos. „Ich habe schon auf ein Zeichen von dir gewartet. Schließlich macht man sich Sorgen.“

Er lachte. „Aber Mama, du kennst meine Nummer. Warum hast du nicht schnell angerufen, wenn dich was bedrückt?“

„Wäre es nicht deine Pflicht, uns zu informieren über das, was gestern geschehen ist? Wenn Sabine es nicht von ihrer Mutter erfahren und es uns erzählt hätte, würden wir völlig im Dunkeln tapen.“

„Ich hatte dir das Datum von der Verhandlung gesagt. Aber du bist nicht gekommen.“

„Papa hat mir davon abgeraten. Er meinte, ich würde mich zu sehr aufregen.“

„Es hätte mir sicher geholfen, wenn meine Tochter oder meine Eltern durch ihr Erscheinen ihre Anteilnahme gezeigt hätten.“

„Und weshalb rufst du jetzt an?“

„Ist Sabine da?“

„Sie hat ein Seminar. Aber sie kommt zum Essen.“

„Prima. Darf ich mich auch zum Essen einladen?“

„Oh!“

„Das klingt, als wäre es eine Zumutung.“

„Nein, nein, aber ich war schon einkaufen, und nun weiß ich nicht, ob wir alle vier satt werden. Ich habe nur drei Schnitzel. Vielleicht, wenn du dir eins mit mir teilst...“

„Deine Sorgen möcht ich haben, Mama!“

„Wie sich das nun wieder anhört. Schließlich bist du es, der immer alles durcheinanderbringt. Gut, daß Papa das nicht mitbe-

kommt. Sein Blutdruck ist sowieso schon zu hoch. Also um eins. Und pünktlich, wenn ich bitten darf.“

Sie hatte aufgelegt. Für einen Moment spürte er eine heftige Abneigung gegen seine Eltern, die ihn nur noch als Belastung empfanden, auch wenn sie angeblich Verständnis für ihn hatten. Er sah seine Mutter vor sich in grünem Pullover und brauner Wollhose, die das üppige Hinterteil unschön betonte. Jetzt strich sie sich eine imaginäre Haarsträhne aus dem Gesicht und wischte unsichtbaren Staub vom Telefonhörer. Sie wandte sich ihrem Mann zu, der im großen Sessel vor dem breiten Fenster zur Gartenterrasse saß und den ‚Weser Kurier‘ las. „Jens kommt heute zum Essen“, würde sie sagen, und er würde seufzen, weil ihm jede Störung des normalen Tagesablaufs zu schaffen machte. Er würde die Stellung der Beine wechseln und die Zeitung unwirsch umblättern. Vielleicht würde er auch noch den Kopf schütteln, denn der Sohn erlaubte sich seiner Auffassung nach völlig überflüssige Eskapaden wie jetzt gerade wieder mit diesem beschämenden Prozeß. „Jaja, so ist das...“ würde seine Mutter resigniert sagen, in die Küche gehen und sich in hektische Geschäftigkeit retten.

Schlegel liebte seine Eltern, aber ihre Existenz deprimierte ihn. Ihre Zufriedenheit mit sich selbst hatte etwas Provozierendes. Runzlig saßen sie in ihrem Käfig und hielten die Gitterstäbe für einen Schutzzaun gegen das böse Draußen. Und so mußten sie auch ihn abwehren. Sie waren mit einem Kind wie ihm wahrhaft geslagen. Verdammt, er mochte sich ja selbst nicht.

Er setzte sich mit Briefblock und Kugelschreiber an den kleinen Gartentisch auf dem Balkon. Er würde mit der Hand schreiben, um sofort eine vertraute Atmosphäre herzustellen.

*Liebe Bärbel,*

*hoffentlich kann Sabine Dich überreden, diesen Brief zu lesen, denn ich werde ihn Dir durch unsere Tochter zustellen lassen, um nicht gegen irgendwelche gerichtlichen Auflagen zu verstoßen.*

*Wenn Sabine Dir den Brief gibt, hat sie das selbst so entschieden, denn ich lasse ihn vorher von ihr lesen. Du siehst, ich will keine Fehler mehr machen.*

*Ich habe eine schlimme Nacht hinter mir, stehe immer noch fassungslos vor der Tatsache, daß fremde Menschen darüber entscheiden, wie wir miteinander umzugehen haben. Es tut mit unendlich leid, daß es soweit gekommen ist, und ich weiß, daß ich in erster Linie die Schuld bei mir selbst suchen muß. Ich hätte Dir nicht so zusetzen dürfen, ich hätte Dir mehr Freiraum lassen müssen, vor allem aber hätte ich Dir gegenüber nie Gewalt anwenden dürfen.*

*Ich habe das ja schon vor Gericht betont, aber vielleicht hast Du das nur für Gerede gehalten, um möglichst ungeschoren davonzukommen. Jedes Wort in diesem Sinn war ernst gemeint. Wenn ich Dich schon nicht mehr für mich einnehmen kann, sollst Du wenigstens wissen, daß meine Zuneigung zu Dir unverändert ist. Wenn ich sage, ich kann ohne Dich nicht leben, so klingt das womöglich übertrieben und lächerlich, aber für mich ist es eine Tatsache. Alles, was ich Dir angetan habe, war ständig der Versuch, Dich zurückzugewinnen, die Bärbel in Dir wiederzuerwecken, die voller Zärtlichkeit und Hingabe das Leben mit mir teilen wollte. Ich erschrecke jedes Mal, wenn ich erlebe, wie sehr Du Dich verändert hast. Deine Kälte mir gegenüber gestern vor Gericht läßt mich noch jetzt zittern.*

*Du hältst mich für einen Versager, nun gut. Aber ich bin noch derselbe Mensch mit denselben Gefühlen, den Du damals unbedingt heiraten wolltest. Ich habe Pech gehabt im Beruf, habe Fehler gemacht wie so viele andere auch. Ist das ein Grund, mich zu verdammen, meine Existenz quasi zu annullieren, indem Du mich aus Deinem Leben streichst?*

*Aber was rede ich? Ich hab Dir das alles schon tausendmal gesagt. Ich will ja auch nichts weiter von Dir als ein kleines Zeichen, daß jenseits von all dem Unerfreulichen zwischen uns irgendwo noch ein winziger Grundkonsens existiert, eine klitzekleine Mög-*

*lichkeit, eines Tages wieder miteinander zu reden oder - viel besser - miteinander zu lachen, so wie damals, als wir zum ersten Mal ‚Manche mögen’s heiß‘ zusammen gesehen haben ...*

*Jens*

Die Mutter führte ihn wie einen fremden Gast ins Wohnzimmer, in dem festlich gedeckt war: weiße Tischwäsche, das gute Geschirr und Silber, ein dreiarmiger Leuchter mit brennenden Kerzen. Die Mutter trug ein dunkles Kleid mit Goldbrosche und zeigte eine feierliche Miene. Das graue Haar war aufgeplustert und mit Festiger stillgelegt, das rundliche Gesicht mit Stupsnase und Hängebäckchen rosig gestrafft von der Küchenwärme. Sie lächelte, ohne sich zu freuen.

Der Vater steckte wie immer in einer grauen Strickjacke, hatte aber eine Krawatte umgebunden. Seine hohe Stirn war von Sorgenfalten gekräuselt, die trüben kleinen Augen hinter der Brille schauten skeptisch. Er stand an der Terrassentür und machte den Eindruck, als würde er am liebsten fliehen.

Sabine in T-Shirt und Jeans saß schon am Tisch und spielte mit der Serviette. Sie blickte ihm nicht in die Augen, als sie „Hallo Papa“ sagte. Mit ihren einundzwanzig Jahren wirkte sie noch sehr kindlich, vor allem jetzt, als sie mürrisch und mit Schmollmund deutlich machte, daß sie zu keinerlei Kontakt bereit war. Sie wollte sich ihn um jeden Preis vom Leibe halten, dachte Schlegel. Eigentlich war sie hübsch und anziehend mit ihren großen blauen Augen und dem blonden Lockenschopf, aber sie tat alles, um ihre Attraktivität nicht zur Wirkung kommen zu lassen. Sie verhielt sich auch männlichen Verehrern gegenüber abweisend. Ihre Eltern hatten in ihr vermutlich jedes Bedürfnis nach Beziehungen erstickt, dachte Schlegel.

„Na, mein Junge.“ Der Vater setzte sich langsam. Seine Gelenke waren allesamt lädiert. „Du siehst gut aus.“

„Unsinn, Reinhard. Er ist viel zu blaß.“ Die Mutter setzte sich ebenfalls und breitete sorgfältig die Serviette über ihren Schoß.

„Aber er ist braun wie frisch aus dem Urlaub.“

„Er ist blaß unter der Bräune. Er hat ja wohl Sorgen genug.“

„Wir werden schließlich auch nicht jünger.“

Sabine schniefte durch die Nase. „Ich hab Hunger. Ich muß gleich wieder weg. Können wir essen?“

„Wenn dein Vater sich endlich setzen würde ...“

Schlegel stand mitten im Wohnzimmer und wußte nicht, wie er den Tisch in der Eßecke erreichen sollte. Die drei Menschen hatten alles besetzt. Sein Stuhl an der Schmalseite wirkte wie nicht dazugehörig.

„Ich habe dir extra einen Rotwein aufgemacht.“ Die Mutter zeigte auf eine Karaffe neben Schlegels Teller.

„Danke, Mama. Ich weiß nicht, ob es richtig wäre, jetzt schon Wein zu trinken.“ Er zwang sich, an den Stuhl zu treten. Es kostete ihn große Überwindung, in diesem Raum, der einmal sein Zuhause gewesen war, das Übliche zu tun, zum Beispiel seine siebzig Kilo diesem Stilmöbelstuhl aus Eiche anzuvertrauen. Alles um ihn herum, die Menschen, die Gegenstände, ja, sogar die Luft im Zimmer lehnten ihn ab. Und dazu noch der Geruch nach gebratenem Fleisch, der ihn an seine Kindheit erinnerte, als Schnitzel sein Lieblingsgericht war.

„Also dann.“ Die Mutter hob den Deckel von der Fleischplatte. Vier Schnitzel, garniert mit Zitrone, Tomate und Salatblatt kamen zum Vorschein. „Was sagst du nun, Jens?“

„Bitte?“ Er entfaltete seine Serviette.

Sie lachte. „Ich dachte, du könntest noch bis vier zählen.“

„Deine Mutter ist extra wieder losgelaufen zum Schlachter.“ Der Vater nahm sich ein Fleischstück, legte Kartoffeln und Gemüse daneben, löffelte Soße darüber.

„Das wäre wirklich nicht nötig gewesen.“ Schlegel wartete, bis die Mutter und Sabine sich bedient hatten.

„Sag du mir nicht, was nötig ist oder nicht. Ich kenne meine Pflichten. Ich denke, nach so einem Tag wie gestern brauchst du was Ordentliches auf dem Teller.“

„Danke, Mama.“ Schlegel füllte sich den Teller und begann appetitlos zu essen. Er wußte, daß er zumindest das Fleisch nicht liegenlassen durfte. Seine Eltern hatten als Kinder noch die Hungerjahre nach dem Krieg erlebt und waren deshalb in Essensfragen unerbittlich. Eßbares zu mißachten, war eine Todsünde.

„Willst du über gestern reden?“ fragte die Mutter.

„Nicht unbedingt. Es macht mich nur traurig.“

„Traurig?“ knurrte der Vater. „Das hast du dir doch selbst eingebrockt. Wie kann man eine Ehe so verkommen lassen! Deine Mutter und ich ...“

„Ich weiß, euch hätte so was nie passieren können“, sagte Schlegel unwillig.

„Dein patziger Ton ist völlig unangemessen. Es hätte uns wirklich nicht passieren können. Wir haben uns zeitlebens immer respektiert. Und das genau ist es, was eurer Generation fehlt. Gegenseitiger Respekt. Ich frage gar nicht danach, wer die Schuld trägt an euerm Desaster, ich stelle nur fest, daß es euch an Würde und Verantwortungsgefühl fehlt. Wie kann man von Liebe reden, wenn man sich später gegenseitig zerfleischt?“

„Ihr verderbt mir den ganzen Appetit.“ Sabine ließ ihre Haare vors Gesicht fallen und warf das Besteck auf den Teller.

„Tut mir leid. Ich wollte nicht darüber sprechen.“ Schlegel trank nun doch vom Wein, den seine Mutter ihm eingeschenkt hatte. „Du hast ja völlig recht, Papa. Es ist furchtbar, was Eheleute sich antun können. Ich habe Mama und dich immer beneidet um eure enge Beziehung, um euren gegenseitigen Respekt, um eure Zuverlässigkeit und Treue. Aber könnte es nicht sein, daß Menschen, denen so viel Glück widerfährt, intolerant gegenüber anderen weniger gesegneten Wesen reagieren? Will nicht jeder so wie ihr beide sein Glück bei einem Partner finden? Nur gibt es eben Pechvögel wie mich.“

„Dein Selbstmitleid ist zum Kotzen, Jens.“ Sabine warf die Haare zurück und richtete sich auf.